

Kinder und Wohnumfeld

Dieses Thema fällt auf den ersten Blick aus dem Rahmen einer pädagogischen Fachzeitschrift. Aspekte oder Auswirkungen des Wohnumfelds werden aber in den fachlichen Diskussionen recht häufig berührt, wenn es um so verschiedene Themen wie zum Beispiel Milieu, Gewalt, geschlechtsspezifisches Spielverhalten, Verinselung kindlicher Lebensräume, Umwelterziehung, naturnahe Gestaltung von Freiflächen geht. Ziel sollte es sein, ein Gespür zu entwickeln für die Komplexität und Bedeutung des Wohnumfelds.

Orte haben Einfluss darauf, wer wir sind und wer wir werden können

Das Draußen-Spielen beginnt – im Idealfall schon kurz nach dem Krabbeln- und Laufen-Lernen – vor der Haustür. Mit zunehmenden Alter und Selbstständigkeit nimmt der Bewegungsradius zu.

In den ersten Jahren verbringen Kinder die meiste Zeit im oder direkt am Haus. Wichtig sind besonders für diese Altersgruppe hausnahe Freiflächen, die autofrei, von den Wohnräumen aus einsehbar sind und Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme mit anderen Kindern und Erwachsenen bieten. Das können Gemeinschafts-Grünflächen, ein Innenhof, Gärten, oder der Eingangsbereich sein.

Wichtig ist auch die Möglichkeit des Pendelns, des sich immer wieder Rückversicherns bei den Eltern oder einer anderen Bezugsperson, das heißt für Kinder erreichbare Klingeln, Türgriffe, keine schweren Türen, kurze Wege bis zur Wohnungseingangstür.

Diese hausnahen Freiflächen stehen im Planungs-Alltag in ständiger bedrängender Konkurrenz zu Pkw-Stellplätzen. Das Auto muss nach wie vor möglichst direkt vor der Haustür stehen. Kinder haben zum Spielen oft weitere Wege als Autofahrer/innen zu ihrem Auto.

Mit der Zeit wird das Spiel raumgreifender – wenn das Umfeld, vor allem die Gefährdung durch den Straßenverkehr, und die Eltern es zulassen:

- vom eigenen Haus, Garten
- zu den Nachbarn
- auf die Gehwege, Straße
- bis zum Ende der Straße
- zum nächsten Spielplatz, Schulhof, Sportplatz
- zum benachbarten Ort, Stadtteil...

Bestimmte Orte eignen sich für bestimmte Spiele – und umgekehrt

- Gärten für Sandkasten und Schaukel
- Wege (und Straßen) für Fahrräder, Roller, Skaten
- Höfe zum Kreidemalen, Hüpfen, Gummitwist
- Zäune und Bäume zum Klettern
- Naturnahe Bereiche zum Buden bauen, Matschen, Räuber und Indianer spielen, Verstecken
- Wiesen und Bolzplätze für Ballspiele, zum Laufen
- Hügel im Winter zum Rodeln, Senken bei Regen zum Pfützen-Waten
- Markante Orte als Treffpunkte.

Bestimmte Orte werden von Jungen und Mädchen unterschiedlich genutzt

Mädchen bevorzugen nach den einschlägigen Untersuchungen wohnnahe Flächen und öffentliche Spielplätze. Schaukeln, Gummitwist, Volleyball, Bummeln sind bei ihnen beliebter als bei Jungen.

Jungen dürfen in der Regel weiter und abends länger raus. Sie nutzen häufiger Sportplätze und bevorzugen unter den Ballsportarten Fußball.

Der Reiz ungeplanter Spielorte wird mit dem Alter größer. Ungeplante Spielorte, das sind einerseits naturnahe Flächen wie zum Beispiel Wiese, Wald, extensive Grünflächen; andererseits aber auch städtische, verwahrloste oder „verbotene“ Flächen wie zum Beispiel Brachflächen, Container, Baustellen, Garagenhöfe usw.

Die im Spiel gemachte Erfahrung mit naturnahen Bereichen ist wesentliche Voraussetzung zur Entwicklung eines eigenen Bezugs zur Natur – und zum Umweltschutz. Nur was ich kennen und schätzen gelernt habe, werde ich auch schützen.

Den verwahrlosten Flächen steht man als für Kinder Verantwortliche/r in der Regel ablehnend oder allenfalls mit „gemischten Gefühlen“ gegenüber. Aber das Austesten von Grenzen, Heimlichkeiten, Rückzugsmöglichkeiten ist auch ein wesentlicher Teil kindlicher Lebenserfahrung. Fast jeder wird sich an solche Orte seiner Kindheit erinnern. Mit diesen Erinnerungen im Hinterkopf fällt es manchmal leichter, Grenzen und Verbote so zu setzen, dass die Kinder noch „Spiel-Raum“ (im wörtlichen wie übertragenen Sinn) haben und man trotzdem als Verantwortliche/r damit leben kann.

Im Gegensatz zur allgemeinen Reizüberflutung der Umwelt und des Alltags sind die geplanten Spielflächen häufig zu reizlos und zu wenig anregend.

Nach dem Schuleintritt erledigen Kinder dann vermehrt auch zielgerichtete Wege zu Institutionen und Veranstaltungen, zum Sport, zum Musikunterricht, zum Jugendheim etc.

Um der viel beklagten „Verinselung“ kindlicher Lebenswelten entgegen zu wirken, sind räumliche Nähe und gute, sichere Erreichbarkeit dieser Aktivitäten anzustreben. Mit mehr Kooperation der in der Kinder- und Jugendarbeit tätigen Institutionen (Kindergärten, Musikschulen, Sportvereine, Kirchengemeinden etc.) – über Ressort- und Etatgrenzen hinweg – ließe sich noch manches verbessern. Zum Beispiel durch gemeinsame Nutzung von dezentralen, ortsnahen Räumen durch mehrere Träger anstatt jeweils zentraler Angebote der einzelnen Institutionen würden die Länge, die Gefährdung und der zeitliche Aufwand der zu bewältigenden Wege für Kinder (und deren Begleitpersonen) reduziert.

In vielen Städten bemüht man sich inzwischen, die einzelnen „Orte für Kinder“ zu einem „Spielraum Stadt“, zu einer „beispielbaren Stadt“ zu entwickeln

und zu vernetzen – durch ressortübergreifende Planungen, Anhörung/Beteiligung von Kindern in Planungsprozessen, Kinder-Stadtpläne etc.

Die Mobilität von Kindern steigt jeweils auch mit dem Wechsel zu einem neuen „Fahrzeug“ an. Die ersten Ausflüge erfolgen zu Fuß oder mit dem Bobycar. Es folgen Dreirad und Roller. Mit dem Fahrrad ist dann eine ganz neue Dimension an Geschwindigkeit und Entfernung möglich. In der Stadt kommt meist mit dem Wechsel zu den weiterführenden Schulen der Öffentliche Personennahverkehr (ÖPNV) dazu.

Kinder brauchen ihre „Fahrzeuge“ sowohl für ihre motorische Entwicklung als auch zum Einüben des Verkehrsverhaltens. Das erfordert Straßen und Wege, die mehr den Bedürfnissen und realen Möglichkeiten von Kindern im Verkehr entsprechen:

- Autofreie Wohnbereiche
- Fußläufige Verbindungen und Radwege zu den von Kindern frequentierten Orten
- Geschwindigkeitsreduzierung, Querungshilfen auf den Straßen.

Die Umwelt, das alltägliche Leben wird zunehmend komplexer. Die Anforderungen steigen. Eigenständiges, reflektiertes Handeln einzuüben wird zunehmend wichtiger. Aber der „Freiraum“, wo Kinder dieses üben können, wird immer kleiner. Der Trend zur „Verhäuslichung“ der Kindheit hält an – sei es aus Mangel an beispielbaren Flächen oder aber aus notwendigen, vielleicht auch übertriebenen Schutzmaßnahmen zum Beispiel vor Verkehr, Kriminalität und anderen Gefahren. Doch auch bedingt durch konkurrierende Bildungsangebote (Gymnastik, Ballett, Musikschule usw.) wird die Freizeit der Kinder, die eigentlich für das „freie“ Spiel verfügbar sein müsste, verplant. Mitunter fehlt Eltern das Verständnis für das „freie“ und „ziellose“ Spiel im Freien.

Kinder brauchen Flächen, wo sie ohne ständige Aufsicht spielen können

Selbständig draußen spielen, das bedeutet:

- Selber Kontakte knüpfen, selber untereinander regeln, wer, wann mit

wem spielt. Autonomes, selbstbestimmtes Spiel anstatt von den Eltern arrangierte Treffen und Spiele. Das fördert die Kommunikationsfähigkeit und soziale Kompetenz, Kreativität und Initiative.

- Natürliche Grenzen, eigene Grenzen erfahren, anstatt Begrenzung durch Straßenverkehr, Unbekanntes, Neues entdecken. Das fördert die freie Motorik, körperliche Leistungsfähigkeit und die Entscheidungsfähigkeit.
- Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen durch Selbstständigkeit, Eigenständigkeit.

Qualität des Wohnumfelds und der sozialen Kontakte

Die Qualität des Wohnumfelds setzt sich aus einer Vielzahl von oft scheinbar unbedeutenden Details zusammen: zum Beispiel das sprichwörtliche „Gespräch über den Gartenzaun“ entsteht nicht automatisch, von allein. Im Wohnumfeld setzt es unter anderem voraus:

- das Vorhandensein eines Gartens
- einen Zaun, der nicht komplett abschottet, sondern überschaubar oder durchschaubar ist
- Nachbarn oder Passanten auf der angrenzenden Fläche.

Ein vielfältiges, reich strukturiertes Wohnumfeld bedeutet viele Nahtstellen/Übergänge/Kontaktzonen zwischen unterschiedlichen Bereichen, zum Beispiel:

- zwischen privaten (z.B. Garten), halböffentlichen (z.B. Hauseingang) und öffentlichen (z.B. Straße) Flächen
- zwischen naturnahen und städtischen Bereichen
- zwischen Wohnen und Arbeiten – Nutzungsmischungen.

Es ermöglicht – im Gegensatz zur mehr oder weniger einheitlichen Altersstruktur auf Spielplätzen, in Kindergärten und Schulen, soziale Kontakte nicht nur zu Gleichaltrigen, sondern auch zu älteren Kindern, zu Jugendlichen und Erwachsenen (z.B. Jugendlichen beim Mofa-Basteln zuschauen, Handwerker/innen bei der Arbeit beobachten, Einkaufen gehen, Nachbarn Großeltern im Garten helfen). Vielfältige Kontakte bieten vielfältige (positive wie negative) Leitbilder.

Siedlungsbiographie und Entwicklung

In den neuen Wohngebieten besteht häufig eine homogene Altersstruktur. Gleichzeitig ziehen überwiegend junge Familien mit kleinen Kindern ein. Nach wenigen Jahren sind die Kinder aus den baurechtlich vorgeschriebenen Kleinkinder-Spielplätzen herausgewachsen. Angebote für Ältere fehlen. Wünschenswert sind Planungen, die von vornherein mehr auf Veränderbarkeit und Weiterentwicklung – parallel zur Altersentwicklung der Kinder – ausgerichtet sind; sei es durch Vorhalten von „Reserve-Flächen“ oder durch zeitlich begrenzte Angebote.

Gestaltungsqualität eines Ortes bemisst sich auch nach ihrer identitätsstiftenden Wirkung

Sowohl bei der Gestaltung des weiten (Stadtteil/Quartier) als auch des unmittelbaren Umfeldes (Haus/Wohnung) darf nicht vergessen werden, dass Bauen Ausdruck eines positiven Lebensgefühls – für große und für kleine Menschen – bedeutet. Bauwerke können Geborgenheit, Heimat, Entspannung, Schönheit vermitteln. Gerade in den letzten Jahrzehnten, in denen die Umfeldgestaltung durch Funktionalität geprägt war, wurden Kindern diese Grundwerte häufig vorenthalten.

In einem Umfeld, mit dem sich die Kinder, Bewohner/innen identifizieren können, in dem sie ihre Spielideen und Neugier ausleben können, in dem sich die Leute untereinander kennen, entsteht weniger Frustration, die sich ansonsten leicht in ungerichteter, unspezifischer Aggression gegen Personen und Sachen („Vandalismus“) entlädt.

Wenn sich Orte um uns verändern, verändern auch wir uns

Wenn eine Straße verkehrsberuhigt wird, wenn eine Baustelle eingerichtet wird, wenn ein Haus gebaut wird, wenn neue Nachbarn einziehen, wenn der Bäcker zu macht, wenn ein Baum gepflanzt oder gefällt wird, verändert sich der Ort um uns: Es wird lauter oder leiser, es gibt mehr oder weniger Platz zum Spielen, es wird gefährlicher oder ungefährlicher, langweiliger oder interessanter.

ter, schöner oder trister, es gibt mehr oder weniger Kontaktmöglichkeiten...

Die Dinge, die unser Wohnumfeld beeinflussen, sollten wir auch bewusst wahrnehmen und dazu Stellung beziehen.

*Dörte Moll,
Architektin,
Düsseldorf;*

*Susanne Weisser,
Landschaftsarchitektin,
Wuppertal*

